

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Verbrechen und Aberglaube ind Hindostan

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

dienen konnte, die Sache aufzuklären. Aus der verbrannten Substanz war durchaus kein Schluß zu ziehen; wir vermutheten indessen, daß jemand, der den bösen Geist spielte, einigen Schaden erlitten habe, und nachher, durch die Dunkelheit begünstigt, entwischt sei. Der Aberglaube, daß die Ueberreste des Teufels einer alten Schuhsohle gleichen, schien uns äußerst seltsam, und erinnerte uns an die Dämonen aus „Tausend und Einer Nacht“, die auf Befehl Salomo's in Flaschen gesteckt und hermetisch verschlossen in's Meer geworfen wurden.

Der Vertreibung des Afrids ungeachtet, dauerten die Geistererscheinungen und Neckereien noch immer fort, bis unsere Verfasserin sich endlich gezwungen sah, die unheimliche Stätte zu verlassen und eine andere Wohnung aufzusuchen. Sie hatte wenigstens den Trost, daß es ihren Nachfolgern nicht besser ging, indem das Haus in sechs Wochen von eben so vielen Familien bezogen und geräumt wurde. Der Spuk triumphierte über Orientalen sowohl als Europäer, und der „neckische Kobold“ blieb Meister des Feldes.

Verbrechen und Aberglauben in Hindostan.

Oberst Sleeman, derselbe, von welchem vor Kurzem der indische Brauch der Verheirathung der Bäume hier mitgetheilt wurde, hat sich daselbst einen verdienten Namen erworben: er war es, der die gräßliche Verbindung der Thug's, Phansegar's oder Bürger entdeckte und aufhob.

Die Thug's, sagt er, hatten gewisse Bundesgenossen oder vielmehr Nebenbuhler; jene erwürgten, um zu tödten, die Dhuturias dagegen vergifteten, um zu stehlen. Das Gift, dessen sie sich gewöhnlich bedienen, ist das Dhutura. Meist lassen sie es unter dem Tabak rauchen; aber wenn sie Frauen, Kinder oder Männer, welche nicht rauchen, aus dem Wege schaffen wollen, so mischen sie es in starker Dosis in ihre Nahrung. Wenn eines ihrer Opfer zufällig entkommt, so wagt es nicht, Klage zu führen, oder seine Enthüllungen bleiben ohne Erfolg. Wie will man diese Vagabunden verfolgen und wiederfinden, welche kommen und verschwinden, ohne eine Spur zurückzulassen? Und selbst wenn man ihrer habhaft würde, ist es noch schwerer, ihre Verurtheilung zu bewirken. Es gibt so viele Instanzen, und die Appellationsgerichte sind so weit entfernt. Die Dhuturias treiben also ihr Gewerbe ohne alle Furcht. Auch nimmt ihre Zahl jährlich in erschreckendem Maße zu. Sie verbreiten sich über ganz Indien. Die Mittel, deren man sich mit Erfolg zur Ausrottung der Thugs bedient hat, werden nicht so leicht im Stande sein, Indien von den Dhuturia's zu reinigen; denn die Vergifter bilden keine

Gesellschaften wie die Bürger. Ihre verschiedenen Banden stehen in keiner Verbindung mit einander. Die Verhaftung eines Dhuturia hat die Polizei nie auf die Spur anderer Verbrecher bringen können. Auch bestehen die Banden meist nur aus zwei oder drei Individuen. Oft sogar hat der Dhuturia keine Mitschuldigen. Mancher von diesen Elenden, der allein reißt, wird ohne Bedenken acht oder zehn Personen vergiften, um ihnen einen Gegenstand von geringem Werthe zu stehlen. Er erregt zuerst ihr Mitleid, er bittet um ihren Beistand, er zeigt sich so gefällig, so rechtschaffen, als er arm und unglücklich ist; wenn er dann ihr Vertrauen gewonnen hat, so bezeugt er ihnen seine Dankbarkeit, indem er ihnen alle kleinen Dienste leistet, die von ihm abhängen. . . . Wehe ihnen, wenn sie ihm den Auftrag geben, ihnen auf dem benachbarten Markt das Mehl, dessen sie bedürfen, zu holen, oder wenn sie ihm gestatten, sich den Küchengeräthen zu nähern, die ihre Vorräthe enthalten: er wird sie bald in einen ewigen Schlaf versetzen.

Solche Vubenstücke setzen nur Europäer in Erstaunen; in Indien bleibt man dagegen gleichgültig; das menschliche Leben hat hier keinen Werth. Der Feigste und Weichlichste aller Hindus wird mit der Kaltblütigkeit eines Stoikers in den Tod gehen. Trotz aller Bemühungen der Engländer, die barbarischen Sutties aufzuheben, verbrennen sich noch immer Frauen auf den Scheiterhaufen ihrer Gatten. Aber wenn die Engländer die Wittwen noch nicht dahin bringen konnten, ihre

Männer zu überleben, so haben sie wenigstens den Menschenopfern im Namen der Religion ein Ziel gesetzt. Die Hindus haben dem formellen Willen ihrer Sieger nachgegeben, wenn auch mit Bedauern. Ein alter Bramine erklärte einst dem Oberst Sleeman, daß er dieser Neuerung den Verfall seiner Familie und der Regierung zuschreibe. Es ist, sagte er, kein Verbrechen, Menschenopfer Göttern nicht darzubringen, die nie dergleichen erhielten; aber sobald sie sich einmal an diese Gaben gewöhnt, muß man sie ihnen nicht entziehen, denn dann zürnen sie über diesen Mangel an Ehrfurcht, und bestrafen das Land und seine Bewohner mit einer Menge von Unfällen.

Oberst Sleeman führt ein merkwürdiges Beispiel freiwilligen Opfers an. Die Sandsteinhügel Mahadeo, die in der Kette des Sathpore die Nerbudda im Süden beherrschen, erheben sich auf vier- bis fünftausend Fuß über den Meerespiegel. Auf einem ihrer höchsten Plateau's wurde und wird vielleicht noch heute eine große Messe gehalten; denn jedes Jahr versammelte sich dafelbst eine Menge Neugieriger, um der Selbstopferung einiger jungen Leute beizuwohnen, die hier die Gelübde ihrer Mütter erfüllten. Wenn eine Mutter keine Kinder hat, verspricht sie Alles, was sie besitzt, den Göttern, denen sie die Macht zuschreibt, ihr das Erbetene zu bewilligen. Wenn aber trotz ihrer Gaben ihre Wünsche nicht erhört werden, so weiht sie ihren Erstgeborenen, wenn es ein männliches Kind ist, dem Gott der Zerstörung, Mahadeo. Gibt sie später einem Sohne das Leben, so verbirgt sie ihm ihr Gelübde, bis er das Alter der Mannbarkeit erreicht hat; erst dann entdeckt sie es ihm und befehlt ihm, es zu erfüllen. Die schreckliche Wahrheit setzt den jungen Menschen keineswegs in Bestürzung; es ist eine Pflicht für ihn, dem Willen seiner Mutter zu gehorchen, und von diesem Tage ab betrachtet er sich als dem Gotte der Zerstörung geweiht. Ohne Jemanden von dem Geheimniß zu erzählen, zieht er das Kleid eines Pilgers oder frommen Bettlers an, besucht die berühmtesten Tempel, die dieser Gottheit in den verschiedenen Gegenden Indiens geweiht sind, und auf der jährlichen Messe auf den Plateaus von Mahadeo stürzt er sich von einer vier bis fünf Fuß hohen senkrechten Mauer in einen Abgrund, wo er an den Felsen in Stücke zerschellt. Wenn er bei seinem ersten oder zweiten Besuch auf der Messe von Mahadeo zögert, sich zu opfern, so verwendet er ein ganzes Jahr auf neue Wanderungen und kehrt dann zur folgenden Messe zurück, um das Gelübde seiner Mutter zu erfüllen.

Noch andre Züge indischen Aberglaubens theilt Sleeman mit. Eines Morgens, erzählt er, empfing

ich den Besuch eines alten Hindu, Namens Dschemadar; er war begleitet von seinen zwei Söhnen und einem seiner Neffen. Sie kamen so eben von einer Wallfahrt nach Dschaggernauth zurück. Eine Krankheit seines jüngsten Sohnes hatte ihn zur Unternehmung dieser Wallfahrt bestimmt. Er und die Mutter hatten nämlich das Gelübde gethan, wenn der Knabe wieder gesund würde, dem Gugadhur, einer Incarnation des Gottes Siwa, nach dem Tempel von Bydschounath zehn mit Gangeswasser gefüllte Becken darzubringen und den Tempel von Dschaggernauth zu besuchen. Und als diese Gelübde erfüllt waren, fragte ich den älteren Bruder, hat euer Bruder aufgehört krank zu sein? — Ja, er hatte vor unserer Abreise von Dschaggernauth seine Gesundheit wiedererlangt. — Und wer trug die Becken? — Meine Mutter, meine Frau, mein Better, ich und mein junger Bruder, wir trugen jeder zwei. — Aber dieses Kind konnte doch nicht auf der ganzen Länge des Weges ein Paar Becken tragen? — Nein, Herr; wir hatten ihm ein Paar kleine Becken machen lassen. Ein Bramine, den wir als Koch in unsere Dienste genommen, trug sie, bis wir drei Meilen vom Tempel entfernt waren. Da stieg mein Bruder vom Pferde, nahm selbst die Becken und brachte sie dem Gotte. — Und wie viel Meilen habt ihr auf dieser Pilgerschaft gemacht? — Von Dschubbulpur nach Bindachul am Ganges 230 (engl.) Meilen, von Bindachul nach Bydschounath 150, von Bydschounath nach Dschaggernauth vier- oder fünfhundert Meilen. So hatten vier Mitglieder einer geachteten Familie eine Pilgerschaft von zwölf- bis vierzehnhundert englischen Meilen hin und zurück unternommen, indem sie dabei mit Wasser gefüllte Becken auf ihren Schultern trugen, um einem armen kranken Kinde die Gesundheit wiederzugeben. Die Veränderung der Luft und die Bewegung heilten dieses Kind wirklich, und hatten auch auf seine Verwandten eine gute Wirkung; aber welcher andere Arzt als ein Priester könnte seine Kranken überreden, eine ähnliche Reise in solcher Absicht zu machen?

In Indien ist der Aberglaube so stark, daß er zuweilen die Stelle tugendhafter Gesinnungen vertritt. Mancher, der sich versucht fühlen möchte, zu stehlen, bleibt aus Aberglauben ehrlich. Es wäre allerdings zu wünschen, daß solche Wirkungen aus anderen Ursachen entsprängen. Aber man darf, wie ein berühmter Moralist gesagt hat, bei guten Handlungen nicht allzu sehr auf den Grund sehen. Wollen an der Küste von Malabar die Bewohner die Ernte ihres Feldes oder ihres Obstgartens vor einem Handstreich sichern, so bedürfen sie weder der Mauern noch der Hecken; sie beschränken sich

darauf, sie einem der zahlreichen Geister des Landes zu weihen und seiner Bewachung anzuvertrauen. Demgemäß pflanzen sie auf ihre Felder oder binden an ihre Frucht bäume einen langen Pfahl, der dem Geiste geweiht ist, welcher von diesem Augenblicke ab für die Erhaltung der Ernte verantwortlich wird. Wehe dem Ruchlosen, der ohne Erlaubniß der Eigenthümer diese den schützenden Geistern gewidmete Früchte anzurühren wagt; er würde auf der Stelle todt hinfallen oder wenigstens eine schwere Krankheit bekommen; dies ist ein allgemein verbreiteter Glaube. Eine ganze Armee könnte das Land durchziehen, ohne daß eine so vertheidigte Ernte etwas von ihr zu fürchten hätte. Eines Tages näherte sich dem Eigenthümer eines Baumgartens in Konkan ein Fremder, warf sich ihm zu Füßen und flehte

um seine Verzeihung. Was soll ich Euch verzeihen, fragte er ihn. — Vor drei Jahren, antwortete der reuige Sünder, habe ich Euch eine Frucht an einem Eurer Bäume gestohlen; seit dieser Zeit leide ich an einem heftigen Magenschmerz. Der Geist des Baumes hat sich meiner bemächtigt, um mich zu strafen; Ihr allein könnt ihn überreden, mich in Ruhe zu lassen. — Nun nahm der Eigenthümer ein Stück Ruchmist, machte damit „im Namen des Geistes“ ein Zeichen auf die Stirn des Schuldigen und legte ihm das Uebrige in die Haare. Als diese Operation beendigt war, ließen die Schmerzen des Mannes wie durch Zauber nach, und er schwur im Fortgehen, daß er nie wieder die Rache der über die Ernten gesetzten Schutzgeister herausfordern wolle.

Abergläubische Erntebräuche in Deutschland.

Dem letzteren Zuge indischen Aberglaubens fügen wir zur Vergleichung ein Beispiel deutschen Aberglaubens bei, dessen Grimm in seiner deutschen Mythologie erwähnt. Im höheren Alterthum wurde an ein im Korn umgehendes elfisches Wesen geglaubt, welches Bilwisch oder Bilwicht hieß, und vielleicht dem göttlich verehrten robigo der Römer, der den Brand im Korn verhinderte, gleich. In den Wandlungen der Mythe aber sank dieses Wesen, wie Frau Holla, Frau Berchta und der Alb, zur Vogel- und Kinderscheuche herab. An manchen Orten erzählt man von teuflischen Gespenstern, die das Korn verderben; ihre Namen, Bilgenschneider, Pilver oder Hilpertschneider, und die kleinen elfischen Hüte, die man ihnen zuschreibt, weisen auf den alten Ursprung zurück. An andern Orten hat sich der Bilwisch in ein weibliches Wesen verwandelt: Tremsmutter heißt sie im Osna-brückischen, Kornwisch (Kornweib) im Braunschweigischen, Roggenmuhme in der Altmark und in Brandenburg. Sie soll die Kinder rauben, die sich zu weit ins grüne Feld hineingewagt haben. Immermann in seinem Gedichte Tristan und Isolde hat ihr einen herrlichen Gesang gewidmet und ihre alte Würde wiederhergestellt.

Aber der Unfug, den der Bilwisch im Korn anrichten soll, wird auch menschlichen Zauberern und Hexen zugeschrieben. Ihr Werk heißt in verschiedenen Gegenden

verschieden, hat aber überall den Anklang an den Bilwisch, woraus die Namen entstellt sind, beibehalten. Ein böser Mensch nämlich, der seinem Nachbar auf verrückte Weise Schaden will, geht, heißt es, Mitternachts ganz nackt, an den Fuß eine Sichel angebunden und Zauberformeln hersagend, mitten durch den eben reisenden Getreideacker hin. Von dem Theil des Feldes, den sein Fuß durchschnitten hat, fliegen alle Körner in seine Scheune, und seinen Kasten. Solche Leute heißen Bilwerschnitter, Bilber-, Bilver-, Bilsen-, Bilsenschnitter; man sieht aus diesem Uebergang, wie die Benennung nach und nach entstellt worden ist. Es gibt, wie auch in den Hexenzeiten Ähnliches wirklich der Fall war, Leute, welche Bilwerschnitter zu sein glauben. Diese gehen an Johannis oder am Walpurgistage vor Sonnenaufgang in's Feld, schneiden mit kleinen, an die großen Zehen gebundenen Sichel die Halme ab, wobei sie quere durch den Acker treten. Dabei sollen sie kleine dreieckige Hütchen (Bilsenschnitterhütchen, offenbar eine elfische Ueberlieferung) aufhaben; grüßt sie jemand auf diesem Gang, so müssen sie noch im gleichen Jahre sterben. Daß sich Leute mit diesem brodlosen Hexengewerbe abgeben, sieht man daraus, daß im Vogtlande bei manchen, die im Verdacht desselben standen, nach ihrem Tode kleine sichelartige Instrumente gefunden worden sind.